



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kuntze, F.: Menschlichkeit : eine sprachliche Betrachtung

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Freiheit und bei völliger Unabhängigkeit voneinander vermöchten Staat und Kirche ihre sehr verschiedenen Aufgaben zu lösen. Ich weiß nicht, ob die Anekdote allgemein bekannt ist, mit der dieser erste Band des Werkes schließt. Napoleon besprach eines Tages das Konkordat mit Volney. Frankreich will es, sagte er, Frankreich fordert es von mir. „Wenn nun Frankreich einmal die Bourbonen verlangte, würden Sie ihm auch die geben?“ Ein Fußtritt in den Magen, der den kecken Professor zu Boden streckte, und der Befehl an die Diener, den Herrn in seinen Wagen zu befördern, war die Antwort. „Die vorgebliche Restauration des Altars hatte nur den Zweck, für ihn den Thron zu restaurieren.“ Im zweiten Bande werden wir ohne Zweifel erfahren, wie der Verfasser über die Kirchenpolitik der gegenwärtigen Machthaber denkt.



Menschlichkeit

Eine sprachgeschichtliche Betrachtung



an ist gewohnt, das Wort Menschlichkeit in dem Sinne, wie es heute meist gebraucht und praktisch betätigt wird — vielleicht mehr betätigt wird als in der Zeit, wo es in aller Munde war und als viel sagendes Schlagwort galt —, mit Herder in Verbindung zu bringen. Herder, nimmt man im allgemeinen an, habe das Wort, wenn nicht gerade geprägt, aber doch in dem heute geltenden Sinne zuerst angewandt und in Umlauf gebracht. Das ist aber nur halb richtig. Herder hat das Wort allerdings definiert, er versteht darunter „das erbarmende Mitgefühl des Leidens unsrer Nebenmenschen, die Teilnahme an den Unvollkommenheiten ihrer Natur und das Bestreben, diesen zuvorzukommen und ihnen abzuhelpfen“. Aber er will doch lieber an dem altüberlieferten Worte Humanität festhalten; „denn, sagt er, leider hat man in unsrer Sprache dem Wort Mensch und noch mehr dem barmherzigen Wort Menschlichkeit so oft eine Nebenbedeutung von Niedrigkeit, Schwäche und falschem Mitleid angehängt, daß man jenes nur mit einem Blick der Verachtung, dies mit einem Achselzucken zu begleiten gewohnt ist.“ Überdies reicht nach Herders Meinung der Sinn des Wortes Humanität noch weiter. Humanität ist nach Herder alles, was den Menschen recht eigentlich zum Menschen macht und ihn von den Tieren unterscheidet, sein Charakter, sein Adel, seine Bestimmung, kurz ein Begriff, zu dem der Gegensatz Brutalität ist. Aber auch in diesem Sinne gilt bekanntlich das Wort Menschlichkeit, wie es denn zum Beispiel Goethe in den bekannten Versen gebraucht hat:

Alle menschlichen Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit.

Und auch Herder selbst hat trotz seiner Theorie das Wort einigemale so angewandt, z. B. in dem Gedicht an den Genius von Deutschland, wo es heißt:

Bist (nämlich das Vaterland) ein All der süßen Tön' und Tugendnamen,
Bist großer Mutter Menschlichkeit der erstgeborene Samen,
Bist Erbseligkeit.

Ja in diesem Sinne ist das Wort schon vor Herder gelegentlich verwandt worden, zum Beispiel von Kant und von Wieland. Geprägt aber ist das Wort schon im fünfzehnten Jahrhundert. Und es bedeutete zunächst das ganze Wesen der menschlichen Natur oder auch die Gesamtheit der Menschen, wofür man jetzt Menschheit sagt, dann, wie aus den eben angeführten Worten Herders hervorgeht, die Unzulänglichkeit, die Schwäche der menschlichen Natur — eine Vorstellung, die auch heute noch dem Worte anhaftet, besonders wenn es im Pluralis gebraucht wird. Der Begriff aber, der heute vorwiegend mit dem Worte verbunden wird, fiel ihm zu, als man nach einem deutschen Ausdruck für das lateinische *humanitas* suchte. Das geschah im achtzehnten Jahrhundert, als dieser Begriff infolge der damals herrschenden Zeitströmung aktuelle Bedeutung gewann. Und dieser Begriff ist es mehr als das dafür eingeführte Wort, dem Herder zu weiter Verbreitung und Anerkennung verholfen hat. „Briefe zur Beförderung der Humanität“, nicht der Menschlichkeit hat er seine dahin zielende Schrift genannt.

Man kann ein Wort nicht nur nach seinem Inhalt, sondern auch nach seiner Lautform betrachten. Und auch diese Art der Betrachtung hat ihr Recht und ihren Reiz. Man kann die Wörter untersuchen wie der Pflanzenkundige eine Blume: unbekümmert um den Duft, den sie spendet, zerlegt er sie in ihre Teile und betrachtet diese durch das Mikroskop. So kann der Sprachforscher auch die Wörter behandeln, kann sie zerlegen, ihre Bestandteile unter die Lupe nehmen und genau untersuchen, was sie bedeuten. Nur daß man nicht etwa meine, das Wachstum einer Pflanze sei mit der Entstehung eines Wortes mehr als äußerlich zu vergleichen. Vielmehr steht die Sache so: während die Pflanze von innen heraus wächst, indem sich aus einer Keimzelle Stengel, Blätter und Blüten entfalten, entsteht ein Wortgebilde dadurch, daß sich das eine Glied äußerlich an das andre anhängt. Agglutination, Anklebung hat man diese Art der Bildung genannt. Dann sind zunächst die einzelnen Teile hinsichtlich ihres Sinnes und ihrer Lautgestalt noch deutlich erkennbar. Mit der Zeit schrumpft aber der Wortkörper zusammen. Die Anhängsel verlieren ihren Ton und ihren lebendigen Sinn, die Fugen zwischen den einzelnen Elementen verwischen sich mehr oder minder, das heißt mit andern Worten: die anfangs selbständigen Kompositionsglieder verwandeln sich in bedeutungslose Bildungssilben. Dieser Prozeß läßt sich auch bei dem Worte Menschlichkeit wahrnehmen.

Wir beginnen die Sektion und trennen zunächst die Endsilbe von dem Wortkörper ab. Da entsteht die Frage: Was bedeutet die Silbe *keit*, und in

welchem Verhältnis steht sie zu dem verbleibenden Rest? Man hält sie auf den ersten Blick natürlich für ein einheitliches Wortelement. Aber dem bewaffneten Auge stellt sich die Sache anders dar. Die Silbe *heit* ist aus zwei Elementen zusammengewachsen, aus dem durch den Buchstaben *c* oder *t* bezeichneten Gutturallaut und der aus Wörtern wie *Kindheit* oder *Christenheit* bekannten Bildungssilbe *heit*. Diese hat sich als selbständiges Vollwort etwa bis zum zweiten Jahrtausend unsrer Zeitrechnung behauptet und dauert in Mundarten bis auf den heutigen Tag, und es bedeutete die Art und Weise, die Beschaffenheit eines Gegenstandes oder einer Person, auch die Person selbst. So auch im Gotischen das vollere Wort *haidus*, sodaß *Wulfila* das griechische *πᾶσι τρόπῳ* durch *allaim haidum*, das ist die Mehrzahl: auf alle Arten, wiedergegeben hat. Und mit negativem Pronomen heißt es in *Otfriðs Krist* *zi niheineru heite*, d. i. *nullo modo*, auf keine Weise, durchaus nicht. *alle thrie heite* meint die drei Personen der Trinität, und *ebenheit* ist *sodalis*, der Genosse. Auch in der Neuzeit kommen Wendungen vor wie: *von junger hait* von Jugend auf oder in *schimpfes hait* = scherzweise und so fort. Aber in vorhistorischer Zeit muß das Wort einmal den Glanz, die Helligkeit bedeutet haben, das beweist schon seine Verwandtschaft mit dem Adjektivum *heiter*, worin sich der Grundsinne unverändert behauptet hat. Heute lebt das alte Wort in gesonderter Existenz eigentlich nur noch in den nordischen Sprachen fort; es stellt sich im Isländischen als *heidr*, im Schwedischen als *heder*, im Dänischen als *heider* dar, das sind die lautgesetzlichen Entsprechungen des eben erwähnten gotischen *haidus*. Man versteht darunter heute „die Ehre“, eine leicht begreifliche Metapher des Grundbegriffs. Das gleichnamige Adjektivum *heidr* hat im Isländischen wenigstens die Grundbedeutung des Glanzes wie das deutsche „*heiter*“ gewahrt. Auf deutschem Boden aber hat das alte Wort, in der Schriftsprache wenigstens, seine Selbständigkeit völlig eingebüßt; es ist zur Bildungssilbe erstarrt und drückt dann die Wesenheit oder den Zustand des in dem Grundworte liegenden Begriffs aus. So bezeichnet *Kindheit* den Zustand des Kindseins, *Kühnheit* den des Kühnseins usw. In gleicher Weise sind die englischen Bildungen *childhood*, *womanhood* usw. zu erklären, deren zweiter Bestandteil aus dem angelsächsischen *hād* = *heit* hervorgegangen ist. Einfache Entlehnung aus dem Niederdeutschen ist das schwedisch-dänische *het* in Ausdrücken wie *løshet* oder *artighet* oder *almånhet* und so fort.

Wenn nun aber der Fall eintrat, daß das erste Glied der Komposition eines der mit der Bildungssilbe *ee* oder *ie* (später *ig*) gebildeten Adjektiva wie *ewec* oder *heilec* oder *saelec* u. a. war, so verwuchs das Suffixum *heit* mit dem gutturalen Auslaut des Grundwortes zu unorganischer Einheit. Anstatt *heilec-heit*, *saelec-heit*, *ewec-heit* sprach man, indem man das *c* zur Bildungssilbe herüberzog, *heilekeit*, *saelekeit*, *ewekeit*. Der Aussprache folgte die Schreibung, und man findet die Ligatur schon in Handschriften des drei-

zehnten Jahrhunderts. Bald gewann die neue Lautgruppe die Geltung einer selbständigen Bildungssilbe, die mehr und mehr um sich griff und dem rechtmäßigen heit erfolgreiche Konkurrenz machte, sodaß neue Bildungen wie edelkeit, eitelkeit, bitterkeit, freundlichheit, langsamkeit, fruchtbarkeit und viele andre aufkamen, von denen einige schon im Beginn der mittelhochdeutschen Zeit anzutreffen sind. Aber nun kam der Schulmeister und entdeckte, daß diese Bildungen wider die Ordnung verstießen. Es war doch klar, daß ewekeit zu ewig und heilekeit zu heilig gehörten. So regte sich denn das etymologische Gewissen, und dieser Mahnung zufolge lehrte man, daß ewigkeit und heiligkeit zu schreiben sei, damit der, wie es schien, verschwundene Auslaut des Grundwortes wiederhergestellt würde. Daß er in dem k der Silbe keit steckte, ahnte man nicht, dem Sprachgefühl des Grammatikers erschien die Lautgruppe keit wie jedermanns Sprachgefühl als ein selbständiges Bildungselement. Natürlich behielt die gelehrte Verschlimmbesserung Recht, und diese beeinflusste wieder die Aussprache. Heute bemüht sich wenigstens der Gebildete, seine Aussprache in Einklang mit der Schreibung zu bringen, das heißt die künstlich geschaffne Wortfuge durch deutliche Silbentrennung zu markieren. Das Volk freilich spricht nach wie vor Ewekeit und Heilekeit.

Und nun wiederholt sich der eben erst beschriebne Prozeß. Indem sich die zuletzt behandelte Gruppe von Neubildungen noch durch den Typus, der durch Wörter wie freundlich-keit oder billich-keit repräsentiert wird, verstärkte, da man neben freundlichheit auch freundligkeit, neben billichkeit auch billigkeit (wie noch heute) schrieb, erwuchs in dem Ausgange ig und keit ein neues Bildungselement von selbständiger Geltung. Und da es dieselben Funktionen übernahm wie seine Vorgänger, entstand wiederum eine ganze Schar von Neubildungen, von denen einige wie reinigkeit, tapferigkeit, magerigkeit wieder abgestoßen wurden, die meisten aber wie helligkeit, bangigkeit, genauigkeit, kleinigkeit, nettigkeit usw. einen nicht unwesentlichen Teil unsers heute bestehenden Sprachschatzes ausmachen. Auch das moderne Wortungetüm geistreichigkeit verdankt diesem Bildungstrieb seinen Ursprung, es ist ein übler Ersatz für das im achtzehnten Jahrhundert in diesem Sinne geltende witz.

Es ist eigentlich ein Wunder, daß in dieses Chaos überhaupt Ordnung gekommen ist. Aber es ist so, man kann die Machtsphäre der drei Rivalen heute ziemlich genau abgrenzen. Es würde aber zu weit abführen, das hier bis ins einzelne auseinanderzusetzen. Nur das wichtigste sei im Vorbeigehen bemerkt. Die Silbe heit, die übrigens im Laufe der Zeit einen nicht unbedeutenden Teil ihres alten Besitzstandes verloren hat, behauptet sich ohne Ausnahme hinter den Partizipien; man denke an Wörter wie besonnenheit, vermessenheit, beliebttheit, verrückttheit. keit erscheint regelmäßig hinter den Bildungssilben el und er, wie in übelkeit, heiterkeit (nur dunkelheit und sicherheit machen eine Ausnahme), ebenso auch in Verbindung mit den durch die Ableitungssilben lich, sam, bar gebildeten Adjektiven, wie herrlichkeit,

langsamkeit, dankbarkeit, igkeit hat sich die Wortausgänge los und haft erobert (hoffnungslosigkeit, ehrenhaftigkeit). Gründe des Wohlklangs sind zunächst bei der Abgrenzung der Gebiete maßgebend gewesen. Dann folgt der Zwang der Analogie. Oft ist der bloße Zufall, die Willkür im Spiele, wie das so oft im Leben der Sprache der Fall ist. Manchmal werden durch die Wahl des Anhängels auch Unterschiede der Bedeutung markiert wie in den Wörtern kleinheit und kleinigkeit. Zu beachten ist, daß die niederdeutschen Idioime, das Englische einbegriffen, von den eben geschilderten Abirrungen des Sprachgefühls frei geblieben sind. Der Mecklenburger Laurenberg zum Beispiel (1590 bis 1658) schreibt redlichkeit, geschicklichkeit, barmherticheit (die Ableitungssilbe hätte eigentlich hed zu lauten, heit ist schon ein Zugeständnis an die hochdeutsche Schriftsprache), und wenn sich bei Reuter und andern Bildungen wie fründlichkeit, niederträchtigkeit, kleinigkeit finden, so sind das Entlehnungen aus dem Hochdeutschen, die jedoch längst volles Bürgerrecht erlangt haben. Vollaends die nordischen Sprachen sind bei dem, wie schon oben bemerkt, aus dem Niederdeutschen bezogenen hed (het) geblieben; långsamhet heißt es im Schwedischen, nicht långsamket.

Übrigens stehen diese hypertrophischen Gebilde nicht vereinzelt da. Wenn ich Tischler sage, empfinde ich gewiß die Silbe ler als ein selbständiges Wortelement. Sie ist aber entstanden aus l und er. Es ist die weitverbreitete Ableitungssilbe er (mittelalterlich aere, althochdeutsch äri aus dem lateinischen arius), die sich das l aus den l-Stämmen geholt hat. (Im Plattdeutschen heißt es noch heute „Discher“.) Bei dem Worte Köhler ist das Verhältnis ohne weiteres klar. Aber schon in Wörtern wie bettler, siedler, angler empfinden wir die Gruppe ler als die Bildungssilbe, obwohl das l doch ebenfogat wie in Köhler zum Grundwort gehört. Dann folgen Bildungen wie tischler, zünftler, freischärler, in denen das l seine Berechtigung nicht mehr zu erweisen vermag. Ebenso stehts mit den Suffixen ner (pförtner) und ling (schmetterling), von denen das eine aus n und er, das andre aus l und ing hervorgegangen ist. Auch in andern Sprachen, zumal im Griechischen und Lateinischen, läßt sich das Anwachsen mancher Bildungssilben durch Attraktion des Wortauslauts beobachten.

Rehren wir nun zum Ausgang zurück. Was das Wort Menschlichkeit sagen will, ist jetzt wohl klar geworden, es bedeutet den Zustand des menschlich seins.

Wir setzen jetzt die Bergliederung fort und trennen ein weiteres Glied vom Wortkörper ab, nämlich die Silbe lich. Sie ist ebenfalls der erstarrte Überrest eines ehemals vollwertigen Dingworts. Denn lich (gotisch leik, gesprochen lik) bedeutete den Leib, den Körper, wir kennen es als die Bezeichnung des entseelten Leibes in der neuhochdeutschen Lautform Leiche und Leichnam, althochdeutsch lichohamo, das ist die Leibeshülle (hamo ist das Grundwort zu Hemd), wie es auch in dem heute aus falscher Prüderie gemiednen Worte leichdorn und in dem nur noch in Mundarten erhaltenen

leigtuch und vielleicht leilach steckt, womit das den Leib bedeckende Betttuch gemeint ist. Nun denke man sich aber einen menschlichen oder tierischen Körper als Zeichnung auf eine Fläche gebracht, dann lag es nahe genug, das Abbild gerade so zu bezeichnen wie das Original selbst. So gelangte *leik* (lich) zu der Bedeutung von Bild; schon in der gotischen Bibelübersetzung wird *manleika* (eigentlich Menschenleib) gebraucht, um das Bild des Kaisers auf den römischen Münzen zu bezeichnen, auch das althochdeutsche *manlicheo* oder *manalicho* bekommt diesen Sinn. Das angelsächsische *manlica* bezeichnet eine Statue, auch ein Götzenbild, und *eoforlic* (ebenfalls angelsächsisch) meinte das Ebenbild, das ist die bekannte Helmzier der germanischen Krieger. Ausdrücke wie *manlich*, *kindlich*, *wiplich* sind zunächst eines Mannes, eines Kindes, eines Weibes Bild, konnten dann aber auch leicht zur Charakteristik einer bestimmten Persönlichkeit verwandt werden; sie wurden zuletzt als Adjektiva verwandt, wie das auch mit dem gotischen *galeiks* und dem althochdeutschen *gelich*, d. i. *conformis* (eigentlich *conforma*) geschehen war. Solche Übergänge kennen auch andre Sprachen, man denke etwa an das griechische *ἰσχυρός* oder *εὐδαίμων* und das lateinische *magnanimus*. Auch im Deutschen ist dieser Funktionswandel nicht unerhört. Die Adjektiva *reich*, *fromm*, *ernst* galten ehemals als Hauptwörter, wie noch jetzt *ernst* in zweifacher Funktion erscheint, und in Wendungen wie *es ist schade*, *es ist not*, *es ist schnuppe* empfinden wir die gebrauchten Ausdrücke kaum noch als Substantiva, wie denn auch in dem Goethischen Worte: *Weg du Traum, so Gold du bist, Gold auf der Grenzschiede* zwischen Adjektiv und Substantiv steht, nur daß bei diesen Wörtern die attributive Verwendung ausgeschlossen blieb (*schade* allerdings ist im Mittelhochdeutschen auch als Attribut verwandt worden). War der Typus nun einmal geschaffen, so wurde er verbreitet durch die Analogie. Alle möglichen Substantiva, namentlich abstrakte wie *gemüt*, *haß*, *pein*, *gefahr* und viele andre eignen sich die neue Bildungssilbe *lich* an, ebenso Adjektiva wie *groß*, *klein*, *schwer*, *leicht*, wodurch eine Modifikation des Grundbegriffs hervorgebracht wird, sogar zwei Adverbien *sô* und *wie* (*we*) gehn diese Verbindung ein, die Pronomina *solch* und *welch* sind die Produkte dieser Einigung. Schließlich folgen auch Verbalstämme der Analogie. Ausdrücke wie *tunlich*, *verächtlich*, *begreiflich* usw. bezeichnen die Möglichkeit der im Verbalbegriff enthaltenen Tätigkeit, das ist die letzte Schicht der hierher gehörigen Bildungen. Und so wäre denn das Wort *menschlich* so viel wie *menschengleich* oder *menschensähnlich*.

Und das Wort *mensch* selbst? Auch dieses gibt sich bei näherer Betrachtung als eine Verbindung zu erkennen, gebildet aus dem Grundworte *mann* und dem Anhängsel *isk*. Was dieses eigentlich sagen will, ist unbekannt. Ob es ein Vollwort war wie die beiden andern besprochenen Bildungssilben, wissen wir nicht. In Zusammensetzungen drückte es wohl eigentlich die Herkunft aus, was nicht nur aus Adjektiven wie *englisch*, *spanisch*, sondern auch aus andern wie

irdisch oder himmlisch hervorgeht. Weiterhin bezeichnete es auch jede andre Art der Zugehörigkeit, sodaß kindisch oder weibisch zunächst ausdrückte: was zum Kind oder zum Weibe gehört oder ihm eigentümlich ist; daß es vielfach den damit gebildeten Worten einen übeln Nebensinn verleiht, wie man an den eben angeführten Adjektiven und andern, wie an bäurisch, hämisch, viehisch ersieht, ist bekannt, kommt aber hier nicht weiter in Betracht. Wir haben es hier mit dem Wort mensch zu tun und dürfen feststellen, daß das alte mannisko oder mannisko, aus dem es hervorging, weil das später verflingende *i* der Bildungsilbe den Umlaut wirkte, eigentlich ausdrückte: was zum Menschen gehört, also so ziemlich denselben Begriff enthielt, den wir heute mit dem Worte menschlich verbinden. Es war gleich dem gotischen mannisks ein Adjektiv und ist erst mit der Zeit zum Range eines Substantivums erhoben worden.

Ehe das geschah, galt das Wort man (gotisch manna, nordisch mannr, später madhr) im Sinne jedes menschlichen Lebewesens ohne Rücksicht auf das Geschlecht. Davon gibt es noch verschiedene Spuren: nicht nur daß in den deutschen Bildungen jemand und niemand (mittelhochdeutsch ie-man und nieman), desgleichen in dem gleich dem französischen on (aus homme) zum Formwort reduzierten man die Grundbedeutung noch durchblickt — der frühere Sinn des Wortes hat sich ungeschmälert noch im Englischen und teilweise auch im Nordischen erhalten. Im Englischen hat man früher ein ceorl-man und wifeman (auch maedenman) gebildet, das ist Mannsmensch und Frauensmensch, Bildungen, die später auch im Deutschen, namentlich im Niederdeutschen aufgetaucht sind; das erste der beiden ist längst veraltet, das andre ist später zu dem jetzt noch geltenden woman zusammengeschrumpft. Und im Nordischen liegt derselbe Gegensatz in den entsprechenden Bildungen karlmadr und kvenmadr vor, ja es ist möglich, daß auch das deutsche früh zum Eigennamen gewordne Wort karlmann so zu erklären ist, obwohl das entsprechende quenmann nicht zu belegen ist. Auch auf das interessante Wort manahoubit, das in Glossen aufgeführt wird und auch zweimal in Otfriids Krift vorkommt, sei hier hingewiesen. Es meint den Gefangnen, den Sklaven ohne Unterschied des Geschlechts und ist doch wohl mit Jakob Grimm als Menschenhaupt zu deuten. Kriegsgefangne und Sklaven wurden nach Häuptionen gezählt wie heutzutage das Vieh. Andre halten es freilich für volksetymologische Umdeutung des lateinischen mancipium; aber auch wenn das richtig wäre, dem Sprachgefühl stellte es sich doch sicherlich als Menschenhaupt dar.

Nachdem nun in Deutschland das Wort mennisco nicht nur gebildet war, sondern auch die ihm heute noch zustehende Funktion übernommen hatte, verblieb das alte man den Menschen männlichen Geschlechts. Der vollere Ausdruck ist vom Oberdeutschen auch ins Niederdeutsche und von dort aus sogar ins Nordische vorgebrungen. manniska gilt heute im Schwedischen, menneske im Dänischen wie in Deutschland das in die neuhochdeutsche Lautform umge-

setzte Mensch. Nun existiert im Nordischen noch ein neutrales *man*, das zunächst den Kollektivbegriff des lateinischen *mancipium* enthielt, dann die Sklavin, zuletzt die Jungfrau bezeichnete. Wie hat man das Wort zu deuten? Ist es von dem nordischen *mannr* abgesplittert wie das französische *on* von *homme*, oder ist es etwa ein deutsches oder ein angelsächsisches Lehnwort? In beiden Fällen ließe sich die Bedeutungsentwicklung auf folgende Weise erklären: Die Gefangnen, die Sklaven wurden, wie überall, als eine Ware angesehen und deswegen ohne Rücksicht auf ihr Geschlecht bezeichnet, der Einzelne galt als *neutrum* wie die Masse. Da es aber viel mehr weibliche Sklaven gab als männliche, weil aus naheliegenden Gründen die Anzahl der kriegsgefangnen Weiber größer war als die der Männer — und aus der Kriegsbeute ergänzte sich regelmäßig der Bestand der Leibeignen —, so verstand man unter dem Worte *man* später vorzugsweise die Sklavin, während der männliche Sklave durch den Ausdruck *mansmadhr* bezeichnet wurde. Natürlich hat das Wort zunächst einen verächtlichen Sinn gehabt, es wird dem nordischen *frilla*, d. i. die Konkubine, etwa gleichwertig gewesen sein. Später aber stieg der Wert des so stark gesunkenen Ausdrucks wieder. *man* bezeichnete nunmehr jedes Mädchen, auch das freie, ja das edle, wie es denn sogar, nur um ein Beispiel unter vielen herauszugreifen, in der Edda von der Göttin Gerda gebraucht wird. Woher es kommt, daß das nordische *mansaungr* — später *mansöng* — das Liebeslied, eigentlich Mädchenlied, bedeutet. Daß an sich gegen diese Ableitung nichts einzuwenden wäre, wird man wohl zugeben können. Freilich ist die Prämisse nicht über allen Zweifel erhaben.

Es bleibt jetzt nur noch die Frage, was denn der eben besprochne Wortstamm eigentlich sagen will. Daß er zusammenhängt mit dem Worte *Mannus*, dem Namen des von Tacitus als der Ahnherr sämtlicher Germanenstämme bezeichneten Gottes, ist wohl klar. Man hat sogar das Wort *mannisko* direkt davon ableiten wollen, hat darunter ein Patronymikum, d. i. den Sohn des *Mannus*, verstanden und so einen Stammbaum herstellen wollen, der von *Tiwaz* (d. i. die Urform des spätern *Tiu* oder *Ziu*, des alten Himmelsgottes) durch *Tuisco* = *Tiwisko* (das wäre der Sohn des *Tiwaz*) zu *Mannus* und dessen Sohn *Mannisko* führt — eine Hypothese, die jedoch schon deswegen mißlich ist, weil man nicht weiß, ob bei Tacitus *Tuisto* oder *Tuisco* zu lesen ist. Aber selbst wenn diese Hypothese begründet wäre, sagt sie uns doch nichts über den Ursinn des Wortes *mannus* oder *mann*. Auch das altindische *manus* (d. i. Mensch) gewährt keinen befriedigenden Aufschluß. Man hat vermutet, das Wort sei hervorgegangen aus der Wurzel *men* — wir erlauben uns trotz Mauthner noch das Wort *Wurzel* zu gebrauchen, obwohl es allerdings nur ein Nothbehelf ist —, die im griechischen *μένος* (*μένειναι*), im lateinischen *mens* (*memini*), im deutschen *minne* (eigentlich Gedächtnis) steckt, und bezeichne darum den Menschen als den denkenden, im Gegensatz zu den Tieren. Eine Vermutung, die möglich, aber von der Gewißheit doch weit entfernt ist.

Was hat uns nun diese Betrachtung gelehrt? Erstens, daß das Wort Menschlichkeit nicht, wie es den Anschein hat, aus drei, sondern aus fünf Elementen besteht. Zweitens, daß sich von diesen Elementen zwei deutlich als ursprüngliche Dingwörter erkennen und auf ihren einstigen Begriffswert bestimmen lassen. Freilich reicht unser Sehvermögen nicht viel weiter als über einen Zeitraum von zwei Jahrtausenden. Was man vorher unter diesen Lautgruppen verstand, oder wie die embryonalen Bildungen beschaffen waren, aus denen sie erwachsen sind, bleibt problematisch oder in völliges Dunkel gehüllt. Die Hauptsache aber ist die: wir haben uns ein wenig umgesehen in der Werkstatt der Sprachschöpfung, wobei es an weiten und lehrreichen Ausblicken nach verschiedenen Richtungen nicht gefehlt hat.

Weimar

f. Kunze



In Lauscha

Don Marthe Renate Fischer



om Standplatz der alten, mit großen Gerechtfamen beliehen gewesenen Dorfglashütte gerechnet, die im Frühjahr 1906 abgerissen worden ist, strahlt Lauscha halbsterneförmig in drei Straßen aus, die ebenso vielen Tälern entsprechen. Die Berge stehn hier dicht, die Täler sind eng, nur eben Raum für eine Straßenflucht bietet die Talsohle. Aber mit der Straßenflucht ist dem Ansiedlungstrieb nicht Genüge getan, eine zweite, wohl auch eine dritte Flucht erheben sich terrassenförmig darüber. Wie die grasenden Ziegen stehn die schwarzen Schieferhäuser am Berge.

Es gibt kaum einen erhöhten Platz, von dem aus man den ganzen Ort übersehen kann, die eine oder die andre Straße ist immer dem Blick entzogen. Was man aber erschaut, ist von hohem malerischem Reiz. Die Häuser mannigfaltig in der Form mit Frontispiz und Türmen oder auch ganz schlicht im Bau der mehrfachen Stockwerke, klein und bescheiden, zweistöckig und stattlich, stehn schwarzgrau und glänzend da im Schieferkleid, das bei vielen das ganze Haus, bei andern nur die obern Stockwerke umfaßt. Die meisten sind mit Mustern und Absätzen von hellerm Schiefer verziert, mit hellen Schieferborten zwischen den einzelnen Etagen und zwischen den Fenstern. Die schwarzen Häuser stehn gegen grüne Berge. Schwarzgrün ist die Farbe der krönenden Fichten, lichtgrün die weite Fläche der Bergwiesen.

Getreidefelder sieht man um Lauscha nur in ganz verschwindendem Maße, wie ein Kuriosum etwa. Der Sommer ist kurz und beginnt spät, und der Boden ist für Getreidebau ungeeignet. Auch Obstbäume sieht man nicht, statt ihrer die Eberesche mit ihren rotglühenden Früchten. Weiterhin tut sie sich in großer Pracht zu langen Zeilen längs des Weges zusammen, da wo sich die Landstraße dem Rennsteig nähert. Außer dem Getreidebau und dem Obstbau war noch eine andre Gabe der gütigen Natur bisher den Lauschaern vorenthalten — der Sperling. Nach verschiedenen mißlungnen Versuchen, ihn einzubürgern, scheint jetzt Aussicht vorhanden zu sein, daß sich der Graurock seßhaft macht. Wer sich einmal seines Mittagsschlafens hat erfreuen wollen, während die grauröckige Bande im Kastanien-